

Ovid, ein moralisierter Dichter der Liebe

Der große römische Klassiker aus der Zeit des Kaisers Augustus
in der Historischen Bücherei Offenburg und ein Forschungsproblem

Manfred Merker*

2009 wurde in Offenburg der sensationelle Fund eines venezianischen Buches aus dem Jahre 1486 präsentiert, das als erster Druck eines Werkes griechischer Literatur gilt, und neben der Amerikakarte Waldseemüllers aus dem Jahre 1507 wegen seiner Einmaligkeit zu den Kostbarkeiten der Historischen Bücherei der Stadt Offenburg zählt (Abb. 1). Hier soll nun der Bestand eines der bedeutendsten lateinischen Dichter der augusteischen Klassik vorgestellt werden, wie ihn uns die humanistischen Schulbüchereien der beiden mittelalterlichen Offenburger Klöster hinterlassen haben. Ovid (43 v. Chr. – 18 n. Chr.) als der jüngste, sicher auch der modernste und für uns aus vielen Gründen interessanteste Dichter der frühen Kaiserzeit ist in der antiken und mittelalterlichen Überlieferung ebenso stark vertreten, wie seine Zeitgenossen Horaz und Vergil. Bedeutende andere Dichter dieser Epoche, wie der heute immer noch lesenwerte Catull mit seinem schmalen Opus und die eindrucksvollsten Vertreter der römischen Liebesepik, Tibull und Propertius, sucht man allerdings in den Beständen der Klosterschulbibliothek vergebens: Sie kamen wegen ihrer Thematik als Schulaufgaben nicht infrage und wurden als solche nicht tradiert. Zwei neue Aspekte der Ovidinterpretation anhand der hier vorhandenen Editionen sollen die Vorstellung des Offenburger Bestandes ergänzen.



Abb 1: Ovid in der Vorstellung des Mittelalters

„Ovid stand auf dem Index“ (oder: was man trotzdem von ihm las)

So titelte das Offenburger Tageblatt am 23.11.2010 im vierten Beitrag seiner Schulserie zum 350. Jubiläumsjahr des Franziskanischen Offenburger Klostersgymnasiums. Diese plakative Meldung gilt es zu hinterfragen. Zwei Argumente sprechen gegen eine pauschale Indizierung des schon in der Antike umstrittenen Autors. Einmal sind es die vorhandenen Bestände unserer Bibliothek –

* Franziskanische Studien III, 2: Schätze der ehemaligen Franziskanerbibliothek



Abb. 2: Die fünf Ovidausgaben der Offenburger Bibliothek

haltenen Schulprogramms des Gymnasiums aus dem Jahre 1824 die Angabe, dass Professor Josef Scharpf neben Ovids Schöpfungsbericht auch die Metamorphosen von Echo und Narziss aus dem sechsten Buch, mit einem späteren Jahrgang außer Dädalus und Ikarus auch Philemon und Baucis aus dem achten Buch durchgenommen hat. Er hat dazu wahrscheinlich die auf uns gekommenen Ovidausgaben aus der Franziskanerbibliothek in den Händen gehabt, worauf auch die handschriftlichen Einträge seiner altphilologischen Kollegen hinweisen. Diese über 500 Jahre alten fünf Ovidbände aus der Zeit des Humanismus, die teilweise zu den ausgewiesenen Raritäten der Bibliothek gehören, sind ein beachtlicher Bestand. Als Besitz des ehemaligen Klosters wurden sie 1818 dem großherzoglichen badischen Progymnasium (alle erhielten den ovalen Stempel „Großherzogliches Gymnasium“) und noch ein Jahrhundert später dem Grimmelshausen-Gymnasium tradiert, von wo sie in den 1990er Jahren in die Historische Bibliothek der Stadt aufgenommen wurden. Hier sollen sie der Reihe nach kurz beschrieben werden, beginnend mit dem zwar jüngsten, das aber trotzdem schon über 300 Jahre auf seinem Buchrücken hat.

F493 Publii Ovidii Nasonis TRISTIUM libri V, Frankfurt/Leipzig 1701 bei J. Justum Erythropilum. 172 Seiten. Rötlicher Pappdeckel. 17,4 × 10,7 × 2,2 cm

Das schmale Bändchen ist ein Stück antiker Exilliteratur, es enthält einen Teil von Ovids (sein Name ist eigentlich Naso!) Spätwerk, seine fünf Bücher Trauerelegien aus der Zeit der Verbannung an das Schwarze Meer seit dem Jahre 8 n. Chr. durch den Kaiser Augustus. Der Titel wechselt zwischen Schwarz- und Rotdruck, der Besitzername „Prof. G..g“ (Professor Gagg?, er war von 1844–49 Offenburger Gymnasialdirektor) ist abgeschnitten. Der Druck des eigentlichen Textes, der neben den kleiner gedruckten

hier ist Ovid immerhin fünfmal vertreten, wenn auch in „jugendfreier“ Auswahl (Abb. 2). Zum anderen zeigt ein Blick in die unveröffentlichten Lehrpläne des alten Gymnasiums, dass Ovid schon ab der zweiten Lateinklasse neben den anderen lateinischen Schülautoren gelesen, übersetzt, interpretiert und teilweise sogar auswendig gelernt wurde. Hier findet man z. B. im Lehrplan des ersten er-

Kommentaren unter dem Text und an beiden Rändern nur einen geringen Teil ausmacht, ist nachlässig, verschiedene Seiten haben unterschiedliche Buchstabengrößen. Ein ausführliches Vorwort wird ergänzt durch Inhaltsangaben der einzelnen Tristienbücher, ein umfangreiches Register erleichtert die Lektüre. Bemerkenswert ist der Abdruck eines elegischen Epigramms des berühmten Philologen Scaliger, der mit fingierten Vorwürfen Ovids den Kaiser Augustus auffordert, selbst in die Verbannung zu gehen, weil seine eigene Jugend auch nicht ganz ohne Makel war:

*„Si mea te movit territum lasciva iuventus,
tu iuvenem damnas perditus: exul abi.“*

*Wenn Dich meine ausgelassene Jugend in Schrecken versetzt hat,
verdammst Du damit, selbst nichtswürdig, einen jungen Mann:
Geh auch Du fort in die Verbannung!*

Eine anschließende Elegie des Angelus Politanus bedauert ein Grab des großen römischen Dichters in nicht heimischer barbarischer Erde.

F 491 Pub. Ovidii Nasonis METAMORPHOSEON libri XV, Amsterdam 1671 bei Johan Janssonium. 402 Seiten. Pappdeckel mit hellem Leder. 13,4 × 8 × 2,8 cm

Dieses winzige Taschenbüchlein mit seinen immerhin 402 Seiten (Abb. 3) zeigt eine hervorragende Druckqualität, schon das prächtige Titelbild mit der von einem fülligen Stier entführten barocken Europa lädt zum Lesen der abgedruckten 15 Bücher Metamorphosen mit ihren 12000 Versen ein. Diese 250 Verwandlungsgeschichten im Rahmen eines großen Weltgedichtes sind Ovids Hauptwerk aus der mittleren Schaffensperiode, das er zusammen mit seinem kultischen Festkalender, den FASTI, in der Zeit von der Zeitenwende bis zu seiner Verbannung fertigstellen konnte. Neben einem Vorwort und dem Sachindex gibt es knappe hilfreiche Inhaltsangaben und einen durchlaufenden lateinischen Randkommentar von hervorragender Qualität, bei dessen Lektüre man aber fast eine Lupe braucht. Der bekannte Offenburger Franziskanerpater Leopold Schmautz hat dies wertvolle Büchlein bei seinem altersbedingten Wiedereintritt in sein Nativkonvent, das Heimatkloster in Offenburg, diesem neben vielen anderen Büchern geschenkt, was er mit feiner Handschrift auf dem inneren Deckel unter dem Datum 1704 zusammen mit seinem Wahlspruch vermerkt: *„praestant adversa secundis“* (dem Glück geht das Unglück voraus). Ein gediegenes Büchlein der Weltliteratur für den Privatgebrauch, ein offensichtlich viel benutztes Vademecum für die Brusttasche eines lateinkundigen Antikenfreundes.

Abb. 3: Ein Ovidbüchlein des Offenburger Franziskanerpaters Schmautz von 1671



F 492 Pub. Ovidii Nasonis HEROIDUM EPISTULAE, Antwerpen 1661 bei Arnold van Brakel. 251 Seiten. Pappdeckel mit hellem Leder (im Schubert). 10,6 × 6,5 × 2 cm

Dieser schmale Kleindruck in sauberen Aldinenbuchstaben (humanistische Lettern aus Florentiner Werkstatt) enthält aus Ovid erster erotischer Schaffensepoche die fingierten Liebesbriefe **HEROIDES**, die er einsame Heldenfrauen (Heroinnen) an ihre ferneren Geliebten schreiben lässt: Von Penelope an Odysseus, von Helena an Paris, von Dido an Äneas, der letzte von Sappho. Da Ovid die Schmerzen der unglücklichen Liebe nicht unbekannt waren, verfasste er auch gleich danach dichterische Heilmittel der Liebe, die **REMEDIA AMORIS**, die ebenfalls auf 25 Seiten mit Fußnoten abgedruckt sind. Anschließend findet man mit berechtigtem Erstaunen 40 Seiten aus den verpönten Liebeselegien, den **AMORES**, mit denen Ovid 18-jährig zum ersten Mal an die römische Öffentlichkeit getreten war und damit den Ruf eines Liebesdichters erworben hatte. Besonders heikle Elegien vermisst man allerdings in dieser Sammlung. Unter dem im zweiten Teil dieser Abhandlung behandelten Gesichtspunkt ist es nicht zu verstehen, wie diese nicht sanktionierten Liebeselegien durch die dichten Maschen der christlich-mittelalterlichen Indizierung geschlüpft sind. Es folgt eine unverfängliche Elegie über den Nussbaum, **DE NUCE**, deren Autorschaft heute umstritten ist. Zwei Seiten Epigramme schließen die Sammlung ab. Dies ist die ein-

zige Ovidausgabe, die den Liebesdichter Ovid präsentiert, der sich selbst als „tenerorum lusor amorum“, einen verspielten Dichter der Liebe, empfindet und dies so noch in seinem selbst verfassten Grabspruch formuliert. Bemerkenswert an dieser flandrischen Ovidedition ist ihre pädagogisch mahnende Einbettung, die schon im Titelblatt sichtbar wird und auf die das folgende Kapitel in einem größeren Zusammenhang näher eingehen wird.

F 490 OPERA P. OVIDII NASONIS, Basel 1568 bei Henric Petrina. 746 Seiten. Neuer Pappdeckel mit Lederrand. 16,2 × 11,4 × 6,4 cm

Das stattliche, aber unhandliche Buch enthält von allen bisher vorgestellten Editionen den umfangreichsten Ovidischen Werkbestand: Neben den vollständigen **METAMORPHOSEN** die **FASTEN**, kultische Ursprungssagen für die römischen Jahresfeste, die der Dichter mit der Widmung an den kaiserlichen Prinzen Germanikus als Hommage an die Restaurationspolitik seines Kaisers verfasste, aber wegen seiner Verbannung mit 812 Versen unvollendet lassen musste. Ferner enthält dieses Schweizer Druckwerk die Liebesbriefe der **HEROIDES** und das Epyllion (Kleinepos) über den Wasservogel **IBIS**. Neben der bekannten Provenienz sind die Namen der Vorbesitzer an mehreren Stellen geschwärzt. Die Druckqualität des Textes, der Zahlen und der beigegebenen Holzschnitte ist mäßig, als hätte man Druckerschwärze sparen wollen. Es gibt keine Nummerierung der Verse, dafür sowohl ein Vorwort an den Leser in Prosa und ein weiteres in Distichen auf Latein und Griechisch, als auch eine lateinische Prosawidmung an einen adligen Gönner. Die ausführlichen Annotationes (Anmerkungen) von Ioan. Thom. Freigius und Henricus Glareanus mit 17 Seiten Biographie Ovids, aus seinen Werken abgeleitet, einem Index für alle Inhalte und einer Tabelle der Verwandlungen setzen sich mit einem Kommentar zu den einzelnen Versen fort. Ein absolutes Kuriosum ist das lustige Verzeichnis mit dem Titel „De Philomela et avium ac quadrupedum vocibus“, in dem auf zwei Seiten „alle Laute“ wiedergegeben werden, „die die Nachtigall, die Vögel und Vierbeiner“ von sich geben. Es folgt eine rührend pedantische Auflistung aller Lebewesen, die im Gedicht auftauchen samt ihrer Stimmlaute. Die moralisch pädagogischen Ermahnungen auch in dieser Ausgabe werden zusammen mit denen der drei anderen Vorworte behandelt.

Die bedeutendste Ovidausgabe, die uns die unterrichtenden Herren Professoren des Offenburger Franziskanergymnasiums hinterlassen haben, ist ein Prachtband aus dem Jahre 1508, – eine bibliophile Besonderheit. Als Postinkunabel schon wegen ihres hohen Alters von über 500 Jahren an der Grenze zum Wiegen-

druck, präsentiert sie ein paar sehr zeittypische, schöne Holzschnitte. Durch die Beteiligung zahlreicher kompetenter, meist italienischer Herausgeber, hat sie darüber hinaus auch einen hohen wissenschaftlichen Wert. Zunächst die äußeren Daten:

F 489 I/II=rarum: Pub. Ouidii Nasonis preclarum(sic!) opus. Lyon bei S. Gueynard, 1508/10. 746 Seiten, Schweinsleder auf Holzdeckel. 26,4 x 19 x 7,9 cm. 2 intakte Messingschließen, Holz-wurmfraß von hinten nach vorn

Diese Prachtausgabe (Abb. 4) ist zweifellos die bedeutendste und auch die schönste Ovidedition der Bibliothek und wurde im gymnasialen Unterricht, in dem man ja kleine Gelehrte heranbilden wollte, schon deshalb eingesetzt, weil sie mit ihrem Rahmenwerk der Kommentare neben dem klaren Text auch den damaligen wissenschaftlichen Voraussetzungen der Zeit entsprochen haben dürfte. Der Titel „Des Publius Ovidius Naso prächtiges Werk“ ist nicht übertrieben: Der Band enthält in schönem Druck alle für das Klosterschulwesen wichtigen Titel des großen augusteischen Dichters: Im früheren Teil von 1508, merkwürdigerweise erst in der zweiten Hälfte angeheftet, finden sich als Frühwerk des Dichters die „HEROIDES“, die schon oben besprochenen fingierten Liebesbriefe antiker Heldenfrauen an ihre fernen Männer, das Buch SAPPHUS und der IBIS. Dazu ein Vorwort von Bonzaga aus



Abb. 4: 2x Ovids
Metamorphosenausgabe
von 1508/1510

dem Jahre 1494 und eine wunderschöne Abbildung des Dichters (siehe Abbildung 1) zwischen seinem Kommentator und Illustrator in einem ganzseitigen Totentanzrahmen(!). Ein hochgelehrter lateinischer Kommentar steht neben und unter dem Text, ergänzt von einem ausführlichen Register. Leider fehlt eine Versnummerierung am Rande, so dass eine Vollständigkeitsprüfung für das Gesamtwerk immerhin sehr mühsam wäre. Das genaue Datum der Herausgabe schließt das Opus mit der Angabe „Am 29. Februar 1508“.

Der zweite Teil dieser Humanistenedition von 1510 bringt einen sehr schönen Textabdruck von Ovids Hauptwerk seiner mittleren Schaffensperiode aus den ersten Jahren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, das 12000 Verse reine Hexameter umfassende Meisterwerk der **METAMORPHOSEN**. Auf ein Beispiel dieser Verwandlungssagen, die lateinisch meist als „*transformationes*“ wiedergegeben werden, soll inhaltlich im letzten Teil dieser Abhandlung unter verschiedenen Gesichtspunkten noch eingegangen werden. Eine nützliche Biographie und ein Werkverzeichnis bereichern die Arbeit mit diesem Buch. Zu Anfang aller 15 Einzelbücher dieser Metamorphosen finden sich Holzschnitte, die den Inhalt markant illustrieren: Nach der Abbildung einer eindrucksvollen halbseitigen Windrose wird zu Ovids dichterischer Vision der Schöpfung aus dem Anfangschaos auf dem Titelblatt, und vor dem ersten Buch erneut, ein quasi christlicher Gottvater mit einigen seiner neu kreierte Tiere dargestellt (Abb. 5).

Vor dem zweiten Buch folgt eine echt mittelalterlich interpretierte Abbildung vom Sturz des Phaeton mit seinem Sonnenwagen (Abb. 6): Sein Vater Helios, der Sonnengott, als Zuschauer erscheint als thronender Christus unter einem Baldachin sitzend, der übermütige sonnensüchtige Sohn wird, genauso wie später der hoch fliegende Ikarus als Beispiel für fehlende Demut gesehen. Diese christlichen Uminterpretationen haben wahrscheinlich Ovid im Mittelalter das Überleben gesichert. Nur allegorische Deutungen der heidnischen Geschichten ermöglichten eine Aufnahme in den offiziell sanktionierten Kanon, sodass Ovid im 11. Jahrhundert zu den am meisten überlieferten, gelesenen und geschätzten Autoren der Antike werden konnte. Das hatte auch schon frühzeitig zu einer völligen Eliminierung aller erotischen Frühwerke geführt. Sie wurden zwar auch in den Handschriften und Drucken überliefert und sind heute allgemein verfügbar, den Eingang in die Schulen fanden sie auf Einspruch der zuständigen moralischen Autoritäten aber nicht. Schon zu Lebzeiten des Dichters war Ovid damit in Widerspruch zur offiziellen Gesellschaftspolitik des Kaisers Augustus geraten, der sich mit seiner restaurativen Familien- und Sittengesetzgebung um die Wieder-

Abb. 5: Ein glücklicher „Gottvater“ mit seinen ersten gelungenen Geschöpfen.



herstellung einer republikanischen Werteordnung bemühte. Natürlich kam der lebensfrohe 18-jährige Großstadtmensch Ovid in Schwierigkeiten, wenn er dagegen drei Bücher mit locker verspielt gedichteten Liebeselegien, die *AMORES*, herausgab, gefolgt von den oben erwähnten schmachtenden Liebesbriefen, den *HEROIDES*, und dem Hauptwerk dieser Periode, der *ARS AMATORIA* (oder *AMANDI*), – ein Lehrbuch über die Verführungskünste der Liebe, zwei für die Männer, eins für die Frauen, jeweils durch Beispiele der Mythologie untermalt. Für das weibliche Geschlecht folgten dann noch die galanten Anweisungen zur Gesichtspflege, die *MEDICAMINA FACIEI*. Diese Werke waren im Mittelalter verpönt und sind somit in keiner öffentlichen Sammlung vertreten gewesen. Ovid vermutete selbst, dass diese amourösen Elaborate neben politischen Verwicklungen, unrichtigen Unterstellungen und unbeabsichtigter Mitwisserschaft zu seiner Verbannung ans Schwarze Meer durch Kaiser Augustus im Jahre 8 n. Chr. geführt haben, wenn er in seiner Autobiografie „*carmen et error*“ (seine Dichtungen und einen Irrtum) zitiert, welche die „ira“ (den Zorn) des Kaisers erregt hätten.

Man kann sich sehr gut diese prächtige Ovidedition auf einem Katheder liegend vorstellen, aus der ein Franziskanerprofessor den Schülern rezitiert und kommentiert, sie repetieren und auswendig lernen lässt, um das Gehörte dann am Folgetag wieder abzufragen, – selbstverständlich alles auf Latein. Dabei konnte der Pater natürlich nach pädagogischen und entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten und nach Vorgabe seiner Schulaufsicht eine Auswahl treffen, die alle Lehr- und Lernziele optimal zur Geltung brachte. Eine Vorauswahl war auch schon durch die Gesetze der Textüberlieferung und die geltenden gesellschaft-



Abb. 6: Der Absturz von Phaethons Sonnenwagen

lichen Normen, das heißt die Zielvorgaben der klerikalen und universitären Autoritäten gegeben. In welchem Maße das besonders im Falle Ovids für erhebliche Eingrenzungen des literarischen Gesamtwerkes geführt hat, soll anhand der editorischen Vorworte der drei zuletzt vorgestellten Bücher der Offenburger Historischen Bücherei dargelegt werden.

„**OVIDIUS MORALIZATUS**“ oder: ein zensierter Liebesdichter

In der Ovidausgabe der Heroides, Antwerpen 1661 (F 492 in der Historischen Bücherei) taucht ein Vorwurf auf, der dem Dichter seit der Antike, besonders aber im christlichen Mittelalter bis in die Neuzeit, immer wieder gemacht wurde, die Verurteilung seiner „lascivitas“, d. h. Ausgelassenheit, Frivolität, Obszönität. Bezogen war diese langlebige Bezeichnung in erster Linie auf Ovids Frühwerk, die Liebesdichtungen, wobei das Hauptwerk der Metamorphosen und die unvollendeten Fasten aus der mittleren Schaffensperiode genauso unangefochten Geltung gewannen, wie das Spätwerk aus dem rumänischen Exil, die Tristien (Trauerlegien) und die „epistulae ex ponto“, seine Briefe aus den Jahren des Exils am Schwarzen Meer (8–18 n. Chr.). Die lockere, spielerische zum Teil leicht ironische Art, mit der Ovid die Liebe behandelt, kam weder bei der offiziellen Politik seiner Zeit, noch im leibfeindlichen Mittelalter gut an, weil sie als verführerisch und unmoralisch empfunden wurde. Daher die Mahnungen in den überlieferten Handschriften und Drucken, die ja für den Schulgebrauch der Jugend bestimmt waren. In der Heroidesedition von 1661 wird schon auf dem Titelblatt diese „oscoenitas“ angeprangert und das Buch in den Dienst der „casta iuventus“ (einer reinen

Jugend) gestellt. Der Mitherausgeber Victor Giselinus mahnt auf Seite 8 alle Dichter vor der „unzüchtigen (*lasciva*) Willkür des Schreibens“, Ovid zitiert er als einen, „der einst Lehrer der ausgelassenen Liebe“ gewesen sei. Am Schluss präsentiert er „einige Edelsteine aus den schändlichen Büchern Ovids, damit sie nicht mit dem übrigen Schmutz verloren gehen“. Zum selben Thema verfasst er sogar eine längere Elegie, in der er die Überlieferung dieser anfechtbaren Dichtungen anprangert und konstatiert, dass „die Schlachten des Mars, die Polster der Venus und die hässlichen Orgien des Bacchus nur dem gefallen können, dem Christus nicht gefällt“. Aus diesen Quellen solle die Jugend nicht trinken, „glücklich ist, wer das lebendige Wasser Christi trinkt und seinen Durst nicht anderswo löschen muss“.

Eine ähnliche Haltung vertritt auch der Herausgeber der Ovidausgabe von 1568 (F 490) aus Basel. Da schreibt der Kommentator Ioannis Hartung auf der Seite 91 ff.: „Ovid pflegt in den Metamorphosen auszuschweifen (*lascivire*), trotzdem kann man dies mit der Notwendigkeit entschuldigen, die unterschiedlichsten Gestalten in einem Werk versammelt zu haben.“ Er zitiert dann die Ermahnungen aus dem vierten Buch des antiken Rhetorikprofessors Quintilian, wegen des noch nicht gefestigten Urteilsvermögens die Jugend von Ovid, der sein literarisches Talent nicht mäßigen konnte, fernzuhalten und dafür besser die Lektüre von Vergil und Horaz anzubieten.

Ein Blick auf unser ältestes Werk (Abb. 7), das von 1508/10 (F 489 = *rarum*), legt die Vermutung nahe, dass die Warnungen vor Ovid mit der größeren zeitlichen Nähe zum Mittelalter intensiver ausfallen. Schon die erste Seite enthält einen allzu deutlichen Hinweis in dem Titelvermerk: „**Ovidii Nasonis** Metamorphoseon libri *moralizati*“, die moralisierten (!) Metamorphosenbücher des Ovid. Es geht in diesem Sinne weiter mit der Biographie und Werksübersicht, welche die „*lascivas de amore elegias*“, seine ausschweifenden Liebeselegien, aufzählt, aufgrund derer er ergriffen und mit 50 Jahren ins Exil ans Schwarze Meer relegiert wurde: „*per carmina libidinosa damnatus*“, wegen seiner lustbetonten Gedichte verurteilt. Aus Ovids Epithaph folgt als ein unterlegtes Selbstzitat: „*ingenio perii Naso poeta meo*“, ich, der Dichter Ovid, bin an meiner Begabung zugrunde gegangen. Bei den Werken werden auch die Metamorphosen genannt, aber als „*non emendatae*“, nicht (durch die Zensur) gereinigt oder verbessert. Am deutlichsten wird die „Moralisierung“ des frivolen Dichters der Liebe in den zehn Zeilen einer elegischen Warnung durch einen Lavinus Lingones, M. A., *bacch. theol.*, der am 24.02.1510 zum Abschluss des Vorworts auf der Seite 10 das folgende eindrückliche Statement gedichtet hat:

„carmina Nasonis fugias lasciva poetae
et quae praecipue nomen amoris habent
...“

Zügellos dichtet Ovid,
lies nicht seine frivolen Verse
Und schau besonders darauf,
ob das Wort Liebe erscheint.
Ist was an Tugend dabei,
kannst ruhig weiter Du lesen,
nicht will ich diese Gedichte
völlig verwerfen für Dich.

„vitat apis taxum, non flores mella le-
gendo ...“

Meidet die Biene doch Eiben, nicht
aber Blumen beim Sammeln, lies
auch Du nur die Blüten, welche Dir
zutraglich sind.

Die Metamorphosen der Menschen im
Großgedicht werden hier dann als
Furcht gebietende Strafen für Sünden
gedeutet und als eine Verschleierung
des Todes, was den Leser zur Umkehr
bringen solle.

„Ad usum Delphini“, für den Gebrauch des Dauphin, des
Thronfolgers, und den Schulgebrauch sollten im Sinne der gel-
tenden Normen der Zeit die Werke des großen Dichters jugend-
frei gemacht werden. Damit war natürlich nicht nur ein Teil sei-
nes literarischen Werkes für die eigene unbevormundete Aneig-
nung verloren, sondern auch der Dichter in seinem Grundimpuls
verkannt, der die Liebe in ihrem Glück und Unglück immer zum
Thema hatte, gerade auch in den Metamorphosen, wenn auch in
ihrer verwandelnden Vielseitigkeit. Zur Ehrenrettung des Dich-
ters muss gerechterweise festgehalten werden, dass es bei Ovid
nichts Pornographisches gibt, auch sind unter seinem Namen
keine Priapeen überliefert, im Gegensatz zu Vergil.

Im Jahre 1340 redigierte der französische Franziskanermönch
Petrus Berchorius aus der Vendée auf eine Weise den römischen
Liebesdichter Ovid, die Titel stiftend für alle seine Nachfolger
wurde. Nach einem Studium in Paris und einer Begegnung mit
Petrarca und dem Papst in Avignon vollendete er ein fünfzehn-
bändiges Hauptwerk, das „Reductorium morale, Ovidius morali-
zatus“, das 1474 zum ersten Male in Straßburg gedruckt wurde



Abb. 7: Titelseite
der „moralisierten“
Ovidausgabe

Abb. 8: „Ovidius bis moralizatus“: ein zweimal zensierter Ovid



(Abb. 8). Er begründete damit eine christliche Interpretation von Ovids Metamorphosen, die bis in die Zeit des Humanismus gültig blieb und die die antike Mythologiedichtung durch Auslassung der als „lasziv“ empfundenen Geschichten und durch allegorische Umdeutungen auch für Christen akzeptabel machen sollte. Da wird zum Beispiel die Gestalt der vor Apoll fliehenden und in einen Lorbeerbaum verwandelten Daphne zur suchenden Seele umgedeutet, der verfolgende antike Gott selbst zum Teufel. Im vierten Buch steht der sterbende Pyramus für Christus am Kreuz, Eurydike im zehnten für die sündige Eva. Ovid wurde durch diese neue christliche Sichtweise als weiser Weltendeuter fast in die Nähe der Kirchenlehrer gerückt und nachträglich so fromm gemacht, wie er auf der ersten Abbildung zu sehen ist: als ein lieber Märchenonkel. Ein anderer französischer Geistlicher hatte schon hundert Jahre vor Pater Berchorius um 1250, basierend auf einem angeblichen Fund am Grabe des Ovid, einen Roman geschrieben, der die Bekehrung des Dichters zum Christentum thematisiert. Dazu sei nur anzumerken, dass Ovid bereits im Jahre 18 n. Chr. gestorben war. Dass die nackten Frauen, die im Holzschnitt unserer „moralisierten“ Ausgabe zu Beginn des dritten Buches der Metamorphosen auf einen Felsen gelagert der Tötung eines Ungeheuers zuschauen, nachträglich von keuscher Hand mit einem Tintenbikini bekleidet wurden, zeigt auf besonders eindrückliche Weise die Nachwirkung der von höchster moralischer Autorität geadelten Christianisierung unseres Dichters, der nur auf diesem Wege der Überlieferung für würdig erachtet wurde.

OVID und die Macht der verwandelnden Liebe: die Metamorphosen

Nach dem Tode der beiden große augusteischen Klassiker Vergil im Jahre 19 v. Chr. und Horaz im Jahre 8 v. Chr. war Ovid der am meisten gefeierte Dichter des römischen Reiches. Er hatte mit seinem Lehrbuch über die Liebe, der „ars amatoria“, gerade bei der Jugend in Rom einen großen Zuhörer- und Leserkreis gefunden. Schon seine drei (ursprünglich fünf) Bücher Liebeselegien, die „amores“, waren in der Nachfolge von Tibull und Propertius ein Riesenerfolg gewesen. In seiner spielerisch ironischen Art gab er in der Folgezeit noch die Liebesbriefe der Heldenfrauen, die „heroides“, und das Büchlein über die Gesichtspflege, die „medicamina faciei“, heraus, als Trostschrift für unglücklich Liebende folgten schließlich die Heilmittel gegen die Liebe, die „remedia amoris“. Ovid war der anerkannte und geliebte Dichter der Liebe, und man erwartete jetzt von ihm, wie auch er selbst von sich, ein größeres Werk. Lukrez hatte ein sprachgewaltiges episches Lehrgedicht über die Natur („de rerum natura“) geschaffen, Vergil das große römische Nationalepos der „Aeneis“ und sein episches Lehrgedicht über die Landwirtschaft („Georgica“), und auch das großartige Geschichtswerk des Livius („ab urbe condita“), das gerade in ständiger Folge erschien, war auf seine Weise ein riesiges Prosaepos auf das heldenhafte römische Volk. Was würde in diese nach verheerenden Bürgerkriegen von allen ersehnte Zeit der „pax Augusta“ mit all ihren Friedenssegnungen noch hinein passen? Ovid schreibt, dass er schon den Stoff für ein Epos im hohen Stil angesetzt habe, dann habe ihm aber Cupido, der kleine Liebesschlingel, den Vers durcheinander gebracht und zu kleineren Themen gelenkt. Schließlich fand Ovid um die Zeitenwende herum ein Thema, das seinen Erfolg als Liebesdichter, seine gewaltige mythologische Bildung und sein großes formales Talent im Dichten und Erzählen vereinte, und das er bis zu seiner Verbannung im Jahre 8 n. Chr. bearbeitete. Als junger Jurist hatte Ovid schon von sich gesagt, dass alles, was er schreiben und sprechen wollte, sofort zu rhythmischen Versen geriet, und hatte deshalb seinen Beruf wechseln müssen. Bereits in der „ars amatoria“ hatten Mythen eine sehr große Rolle gespielt, ebenso in den „heroides“-Briefen mythologischer Frauen. Ovid fand eine geniale und noch heute bewunderte Lösung des Gesuchten in der Abfassung der Metamorphosen: Sie sind mit ihren 15 Büchern zu je ca. 800 Hexametern das längste Epos der lateinischen Sprache geworden und vereinigen als „carmen perpetuum“ (fortlaufendes Gedicht) in einem kunstvollen Gesamtaufbau die ganze Geschichte von der Erschaffung der Welt, über die vier Zeitalter, den

trojanischen Krieg, die italische Geschichte bis zur Apotheose Cäsars und einen Hymnus auf den Kaiser Augustus. Gleichzeitig sind 250 Mythen der Verwandlung als Epyllien (Kleinenepen) eingebaut und wie in einem bunten Teppich miteinander verflochten, die noch heute als das wichtigste Kompendium der antiken Sagen gelten. Ihr Hauptthema aber ist die verwandelnde Macht der Liebe!

Der Anfang der Metamorphosen:

*„in nova fert animus mutatas dicere formas ...
ad mea perpetuum deducite tempora carmen.“*

„Mich treibt mein Geist, verwandelte Formen zu besingen.
Fördert mein Werk fortlaufend bis in meine Zeiten hinein“
(Met.I, 1 und 4)

Ovid bittet die Götter, die doch auch die Kraft zur Verwandlung der Körper gehabt hätten, sein Werk vom Anfang der Welt bis in seine Zeit zu inspirieren und zu begleiten.

Am Ende des 15. und letzten Metamorphosenbuches lässt Ovid aus dem Munde des antiken Philosophen Pythagoras aus Samos das Phänomen der Verwandlung aller Dinge in über 400 Versen erklären. Es ist „die didaktische Offenbarung des Prinzips der Metamorphosen als allwaltendes Lebensprinzip in der Natur und Menschenwelt, ... der Schlüssel zum ganzen Werk ...“ (Ernst Zink, 1956). Ovid lässt Pythagoras dann Heraklit, den „dunklen“ Philosophen aus dem benachbarten Ephesus, zitieren: „Alles fließt, auf der Erde gibt es nichts, was Bestand hat, und jede Gestalt wird ständig verwandelt“ (Met. XV, 176–177). Den Wandel hat Ovid dann am eigenen Leibe erlebt, als er aus dem milden, sicheren und genussreichen Großstadtleben von Rom fern weg ans raue Schwarze Meer zu einem barbarischen Volk verbannt wurde, durch den Zorn des allmächtigen Kaisers verstoßen. In den Metamorphosen bewirken die Götter den Wandel. Sie verwandeln Menschen aus Strafe oder Erbarmen in Tiere, Pflanzen, Sterne, Steine und Quellen, wobei sie ihr Wesen beibehalten. Das treibende Motiv ist immer die Liebe, in all ihren Formen, auch den abartigen. Eros, von Platon als ein mächtiger Dämon beschrieben, der über die Menschen kommt und sie unwiderstehlich heimsucht, wurde von Ovid als Amor und Cupido in den Liebeslegien seiner Amores wie ein furor, ein rasender Wahnsinn, thematisiert, dem der Mensch heillos verfällt. Auch die Götter sind dagegen machtlos und werden von den zielgenauen Waffen Amors, des Sohnes der Liebesöttin Venus und des Kriegsgottes Mars, getroffen, ob sie wollen oder nicht. Sogar

Venus verfällt (im 10. Buch) in heillosen Liebe dem verführerisch schönen Adonis und muss ihn sterben sehen, Iuppiter entbrennt vor Liebe („*amore arsit*“) zu dem Knaben Ganymed, den er sich, in einen Adler verwandelt, als Mundschenk auf den Olymp holt (Abb. 9). Apollo ist der unglückliche Liebhaber von Daphne, Cypris und Hyazinthus, die am Ende alle auf ihre Weise in Pflanzen verwandelt werden, wie auch Adonis und Narzissus, der an der Liebe zu sich selbst zugrunde geht. Nur Pygmalion erlebt die schöpferische Macht der Liebe, indem er sein geliebtes Kunstwerk zum Leben erwecken kann.

„*Cura deum di sunt*“, die Geliebten der Götter sind selbst Götter! Das ist das Thema der eindrucksvollen göttlich-menschlichen Liebesgeschichten des 10. Metamorphosenbuches, in dem der trauernde Orpheus nach Verlust seiner Eurydike sein Leid im Spiegel mythologischer Beispiele vor Tieren, Bäumen und Felsen besingt, bis er von rasenden Mänaden zerrissen wird, weil er die Frauenliebe zugunsten der Knabenliebe verschmäht hat.



Abb. 9: Ganymed wird von Iuppiter als Adler entführt (Ovidausgabe von 1568)

OVID und das Geheimnis der Purpurlilie

Hier soll, beispielhaft für alle Verwandlungsgeschichten der Metamorphosen, nur die Liebe des Musengottes Apolls zu dem bildschönen Epheben Hyazinthus aus Sparta behandelt werden, auch, weil die Historische Bücherei Offenburg in diesem Zusammenhang eine wohl einmalige Besonderheit zu bieten hat. Das Drama einer Ovidischen Metamorphose entfaltet sich auch hier in den vier Akten Liebe – Tod – Verwandlung – Weiterleben. An den Anfang wird die brennende Ergriffenheit eines Gottes durch die Liebe zu einem Sterblichen gesetzt, es folgt die Beschreibung der gemeinsamen Liebesbeziehung und ihr tragisches Ende. Der Tod des Geliebten wird durch die Verwandlung in eine andere körperliche Form überwunden und mit einem Andenken stiftenden Zeichen oder Kultfest aufgehoben, das das Wesen des Verwandelten bewahrt und verewigt.

Hier muss der griechische Musengott Apoll das finstere Schicksal („*tristia fata*“) der aus der Bahn werfenden Liebe an seinem Hyazinthus aus Arkadien erleiden. Die gewaltige Zuneigung lässt diesen Gott der Kunst, der Weissagung und der Weisheit seine Pflichten am Orakel zu Delphi vernachlässigen, sein Bogen liegt achtlos auf dem Boden, sein Gesang zur Lyra ist verstummt: er ist „*immemor ipse*“, vergisst sich selbst. So folgt er dem umschwärm-

ten Jüngling, um ihm nahe zu sein, hoch ins Gebirge und trägt seine Jagdausrüstung, „wodurch die Flammen der Liebe ständig neue Nahrung erhalten“. Danach „werfen sie in der größten Mittagshitze beide ihre Kleider ab, salben die glänzenden Körper mit fettem Olivenöl“ und beginnen einen Wettkampf mit dem Diskuswerfen. Die Lust am Spielen lässt den Jüngling alle Vorsicht vergessen, er will den vom göttlichen Liebhaber kraftvoll geschleuderten Diskus zu früh aufheben und wird dabei tödlich im Gesicht getroffen. Apoll kann ihn trotz allen Bemühens nicht vor dem tödlichen Erschlaffen in seinen Armen bewahren, beginnt mit der Totenklage und möchte mit ihm sterben (Abb. 10). Verzweifelt fragt er sich, ob denn seine Liebe eine Schuld sei und so enden müsse und verspricht seinem so früh durch ihn gestorbenen Geliebten, Lieder für ihn zu singen. Dann folgt die Metamorphose: Apoll verwandelt das Blut des schönen jungen Freundes in eine Frühlingsblume, die dessen Wesen auch in der königlichen Purpurfarbe bewahren soll. Darüber hinaus wird die neue Blume im Inneren seine Klage für alle Zeiten verewigen. Zu Ehren des Hyazinthus wird im dorischen Griechenland alljährlich zum Frühlingsbeginn ein Vegetationsfest gefeiert, das an den Toten genauso erinnert, wie die Adonisfeste an den Geliebten der Venus. Mit dieser Metamorphose endet die rührende Liebesgeschichte des unglücklichen Gottes zu seinem menschlichen Lieb-ling. Auch der von irren Bacchantinnen zerfetzte Orpheus, der Sänger dieser Liebessagen, überlebt am Ende dieser Erzählungen teilweise verwandelt, indem ein Fluss sein weiter singendes Haupt samt Lyra ins Meer bis nach Lesbos trägt, wo seinem Andenken ein Tempel gestiftet wird.

Der letzte Vers dieser Metamorphose, Vers met. X, 216, hat eine Jahrhunderte lange Kontroverse darüber ausgelöst, um welche Blume es sich bei Hyazinthus' Verwandlung handelt und was es mit der Inschrift in der Blume auf sich hat. Eine Hyazinthe herkömmlicher Art, so wie sie in der Antike und auch bei uns alljährlich durch ihr Aufblühen das Kommen des Frühlings ankündigt, enthält keinerlei Zeichen, wie sie Apoll prophezeit hatte. Befragen wir die Kommentare unserer Offenburger Ovidausgaben, die vor vielen hundert Jahren auch schon an diesem Problem herumgerätselt haben! Der Kommentator der Amsterdamer Ovidausgabe (F 491,1671) von Schmautzius verwirft Vulgatalesarten, die „HYA“ überliefern, und sieht den Klagelaut antiker Chorlieder „AI, AI!“ mit Verweis auf Sophokles (in der Tragödie „Aias“, 430–432) und Plinius (nat. hist. 21, cap. 66) als die richtigen Blumenzeichen an. Auch unsere Lyoner Prachtausgabe (F 589 = rarum, 1508/10) äußert sich ähnlich. Ihr Kommentator erkennt (auf Fol. CXLIII) in der im Vers angedeuteten Inschrift

ebenfalls den doppelten Klagelaut, obwohl einige Philologen darin die Anfangsbuchstaben von Hyazinthus erkennen wollen: „manifeste decipiantur“, sie liegen, seiner Meinung nach, völlig daneben. Der Trauerbuchstabe „A“ als Wiedergabe des in Chorliedern der Tragödie und auch beim Hyazinthienfest in Sparta ausgeführten Klagelautes weist auch auf Aias hin, dessen Blut im 13. Metamorphosenbuch (Vers 395 ff.) ebenfalls in eine Blume verwandelt wurde. Alle anderen Lesarten „aperte falluntur“, täuschen sich ganz offensichtlich. Nach diesen selbstsicheren Festlegungen humanistischer Gelehrter muss man feststellen, dass hier die Frage nach dem Zeichen in der Blume rein philologisch untersucht und entschieden wird, ohne den geringsten Hinweis auf ihre Identität.

Ähnliche Ergebnisse erbrachte eine Recherche bei den modernen wissenschaftlichen Kommentatoren: Rudolf Ewald (Leipzig 1915) sichert in seinem kritischen Apparat zunächst einmal die Eindeutigkeit der handschriftlichen Überlieferungen dieser Stellen. Otto Korn (Berlin 1916) folgt ihm darin und verweist darüber hinaus auf Ovids hellenistische Vorläufer Euphorio und Bion, die auch eine purpurne Hyazinthe mit den Zeichen für Apolls Trauer und Aias' Selbstmord „mitten auf den Blättern“ anführen. Der neueste Kommentar von Neil Hopkinson (Cambridge 2000) betont zur Metamorphose X, 215 (Hyakinthos) und der Parallelstelle XIII, 397–398 (Aias), dass hier zwei Aitien (Ursprungssagen) vorliegen, dass vielleicht mehrere Blumen diese Namens anzunehmen seien und konstatiert dann lapidar: „Ovid does not mention the plant by name!“ Hermann Breitenbach stellt 1958 in seiner Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag Ovids zu dieser Stelle quasi als Resümee aller gelehrten Erforschungen lediglich fest: „Welche Blume die antike Hyazinthe ist, kann man botanisch nicht mehr sicher bestimmen.“ Eine ansonsten sehr gute aktuelle Internetseite zu Ovid ist hier auch mit ihrem Latein am Ende, sie bildet unkommentiert farbschöne herkömmliche Hyazinthen ab, ohne irgendwelche Zeichen aus dem zugrunde liegenden Mythos.

Welche genauen Merkmale zur Bestimmung der Blume nennt uns Ovid? Sie entsteht aus dem im Boden versickerten Blute des Hyazinthus, das sie in sich aufnimmt. Sie strahlt heller als phönizischer Purpur und hat die Form einer Lilie. Apollo schreibt zusätzlich zur Verwandlung des verlorenen sterblichen Freundes die Klagelaute seiner Trauer „AI, AI“ auf die Blätter, wie er es ein

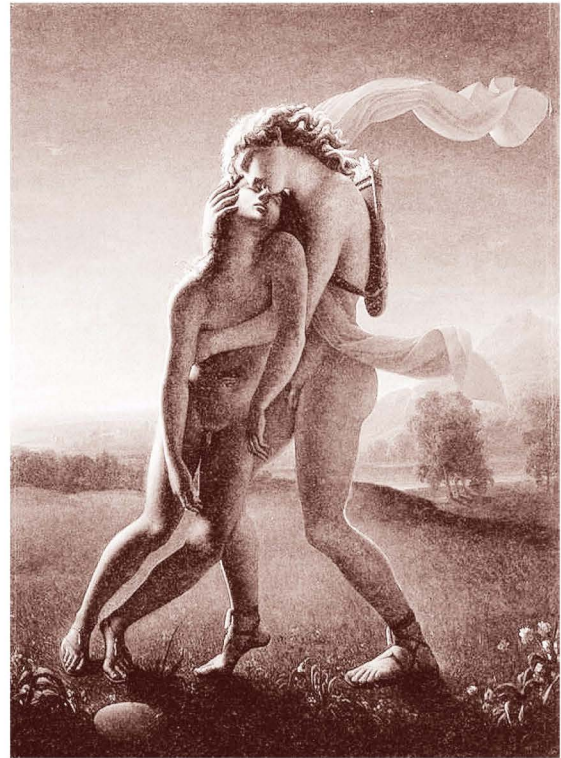


Abb. 10: Der in Apollos Armen sterbende Hyazinth (Jean Broc, 1801)



Abb. 11: Titelblatt der
„Anthologia Magna“
von 1626

paar Verse zuvor bereits versprochen hatte. Dabei hatte er angedeutet, dass eine Zeit kommen wird, wo der tapferste Held in derselben Blume mit seinem Namen verewigt wird. Dazu heißt es entsprechend im 13. Buch (395–398), dass aus dem Blute des verzweifelten Ajas eine purpurne Blume entsteht mit demselben Buchstaben in der Mitte der Blätter, wie einst bei Hyazinthus: bei diesem für die Klage, bei jenem für seinen Namen-(sanfang). Es ist also von einem „A“ oder „AI“ auszugehen. Ovid scheint die Blume genau vor Augen zu haben, als hätte er sie wirklich gesehen. Welche identifizierbare botanische Blume aber weist alle die genannten Merkmale einer purpurnen Lilie mit Zeichen mitten in den Blättern auf? Ist das „A“, wie der oft zitierte römische Naturhistoriker Plinius (nat. hist. 21, 66, 1. Jh. n. Chr.) meint, nur in den auseinanderlaufenden „Adern“ einer Schwertlilie zu suchen?

Die in ihrer Art wohl einzigartige Historische Bücherei Offenburg bietet eine überraschende Hilfe bei der Suche nach der gezeichneten Purpurlilie an, die zur Lösung unseres Forschungsproblems führen könnte, und zwar auf botanischem Gebiet. Unter den Raritäten der Sammlung findet sich unter der Chiffre F 650=rarum ein wertvolles Pflanzenbuch im Folioformat aus der Druckerei Johann Theodor de Bry in Frankfurt aus dem Jahre 1626 mit dem Titel **Anthologia Magna sive Florilegium novum**.

Schon auf der Titelseite mit ihrer herrlichen Parkansicht (Abb. 11) wird das Werk aus der Franziskanerbibliothek großartig in lateinischen Superlativen angepriesen: Es enthalte die neuesten Ansichten auch seltener Pflanzen mit ihren richtigen Namen und in all ihrer Schönheit und Vielfalt der Blüten, Blätter und Wurzeln, von künstlerischer Hand mit größter Sorgfalt „nach dem Leben“ gezeichnet. Ein freundliches Vorwort an den wohlwollenden Leser und Betrachter wird ergänzt durch Zitate aus Vergils „Landleben“ und Seneca und schließt mit einem Psalm. Dann folgt der eigentliche Teil, über 100 Seiten z. T. auffaltbarer ganzseitiger Zeichnungen der Pflanzen in allen Einzelheiten mit einer kurzen Beschreibung, geordnet nach botanischen Gattungen. Unter den Liliengewächsen und Narzissen findet man auf der Seite 10 die

Eintragung des Zeichners, dass die abgebildete Zeichnung einer Hyazinthenblüte bei einem Vorgänger sternenförmig, und damit falsch wiedergegeben sei, er dagegen richtig, „ad vivum“ nach der Natur gezeichnet habe. Dann können wir eine erstaunliche Entdeckung machen: Unter der Bezeichnung „*Hyacinthus Indicus Tuberosa Radice*“, einer indischen Hyazinthe mit höckeriger Knollenwurzel, präsentiert sich eine mehrblütige Lilie mit ihren Knospen und entfalten Blüten, aus deren Mitte uns zwei/drei Buchstaben entgegenleuchten (Abb. 12). Sind sie das „AI“ des klagenden Apollo, dessen Namen auch mit A beginnt, über den Tod des Hyacinthus, das „A(I)“ des Aiasnamens, ja sogar darüber hinaus, umgedreht *betrachtet*, das „Y“ (ein H gibt es im Griechischen nicht!) des dann doppelt verewigten Hyazinth? Es spricht alles dafür, dass wir hier durch das glückliche Zusammentreffen zweier rarum-Editionen der Historischen Bücherei Offenburg

Ovids purpurne Hyazinthuslilie mit den Klagezeichen Apolls und Namenszeichen des unglücklichen Aias gefunden haben. Die Natur hat mit dem Spiel ihrer dreifachen „A“-ähnlichen Einzeichnung in der Mitte des Blütenstempels der Lilie sogar noch den spielerischen Dichter der Metamorphosen und seiner Vorgänger übertroffen (Abb. 13).

Botanisch gesehen handelt es sich bei dieser antiken „Hyacinthus“-blume um eine *Iris germanica*, L., eine violettblaue Schwertlilie, oder ein *Delphinium Aiacis*, L., einen wilden Gartenrittersporn, lat. *vaccinium*, beide aus der Familie der Zwiebel bildenden Liliengewächse. Hyacinthus bezeichnet gleichzeitig einen dunklen Amethysten und eine violettblaue Seide. Der Name des Hyacinthus ist vorachaisch-mediterran und verweist auf eine autochthonische Vegetationsgottheit Südgriechenlands. Mit unserer botanischen Bestimmung der Purpurlilie Ovids konnte ein bislang nicht gelöstes Geheimnis aufgeheilt werden. Dank des Zusammentreffens zweier einschlägiger Bücher der Historischen Bücherei Offenburg wurde ein Jahrhunderte altes Forschungsproblem endlich zufriedenstellend gelöst, wenn auch noch zwei Probleme offen bleiben müssen.

Abschließend stellt sich die Frage, ob der Dichter Ovid die beschriebene Blume selbst einmal gesehen hat. Als wahrscheinlich ist anzunehmen, dass auch er sie ohne eigenen Augenschein aus der literarischen Tradition übernommen hat – und das führt uns auf eine hochinteressante kulturhistorische Spur. Als Vorläufer und Quelle für seine Verwandlungsmaythen ist ein hellenistischer



Abb. 12: Die gesuchte Blume Ovids: *Hyacinthus Indicus Tuberosa Radice*



Abb. 13: Die Trauerzeichen in der Blüte der Lilienhyazinthe

Dichter überliefert, der im zweiten vorchristlichen Jahrhundert lebte und Metamorphosen geschrieben hat, darunter eine „Hyakinthea“: Nikandros von Kolophon an der kleinasiatischen Ägäisküste. Er wirkte als Arzt und Dichter am Hofe von Attalos III. von Pergamon. Erhalten ist uns sein Lehrgedicht mit über 1500 Versen über Stiche und Bisse giftiger Tiere und die Wirkung von Pflanzengiften auf den menschlichen Körper mit genauen Krankheitsbildern und Gegenmitteln. Von Nikandros mag Ovid auch die Hyakinthusmetamorphose mit all ihren Details über die Blumenverwandlung

übernommen haben, lebte er doch näher an den Gebieten, in denen die Hyazinthe in der Antike endemisch war – und heute noch ist! Wer die „blaue Blume“ finden will, der muss heutzutage weit in den Orient reisen, um zu sehen, wie sie im Iran auf den wilden Bergwiesen von Golpayegan bei Isfahan in jedem Frühjahr neu erblüht und als „sombol“ ihre Rolle spielt bei den Jahrtausende alten persischen Neujahrsfesten im Frühling, wie einst bei den Hyakinthien- und Adonisfesten im alten Griechenland.

Nicht ganz soweit entfernt von uns liegt ein anderes, archäologisches Zeugnis für das Weiterleben des Hyazinthus in unserer Region und Zeit: der Jahrhunderte alte Grabstein des gleichnamigen Offenburger Franziskanerpaters im Kreuzgang des heutigen Klosters Unserer Lieben Frau. Hyacinthus Pfister OFMCon (1659–1736) identifiziert sich in einem eindrucksvollen lateinischen Barockgedicht mit seiner namensgebenden Blume, „in welcher die Trauer und die Liebe ein Zeichen gesetzt habe“.

Fotos: Manfred Merker

Literatur

- Breitenbach, Hermann (Herausgeber und Übersetzer): Publius Ovidius Naso, Metamorphosen. Epos in 15 Büchern, Zürich 1958
- Gasse, Horst: Liebesdichtung in der Antike, Griechisch/Latein/Deutsch, Köln 2007
- Holzberg, Niklas: Ovids Metamorphosen, München 2007
- Mansfeld, Jaap: Die Vorsokratiker, Griechisch/Deutsch, Stuttgart 1987
- Merker, Manfred: Im Namen der Hyazinthe. Franziskanische Studien II. In: Die Ortenau 88/2008
- Der Froschmäusekrieg. Franziskanische Studien III, 1. In: Die Ortenau 89/2009
- Zacharias-Langhans, Garleff: Metamorphosen. Über Veränderung und Krise, Baden-Baden 2002